

# Komparatistik

Jahrbuch  
der Deutschen Gesellschaft  
für Allgemeine und Vergleichende  
Literaturwissenschaft

2016

Herausgegeben im Auftrag des Vorstands  
der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine  
und Vergleichende Literaturwissenschaft  
von Christian Moser und Linda Simonis

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2017



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Redaktion: Joachim Harst

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2017  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)  
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1217-1  
ISSN 1432-5306  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

und Traditionen) und subjektive (biographische Aspekte, Motivationen des Schreibens) Kriterien eingeteilt werden. Dabei werden die ‚objektiven‘ Kriterien weitaus intensiver besprochen, nicht zuletzt da sie besser erforscht sind und eindeutiger dargelegt werden können. Die subjektiven Kriterien hingegen sind „meist weniger greifbar und diffuser“ (163), stellen aber trotzdem „gewöhnlich die entscheidenden Gesichtspunkte“ (163) für die Sprachwahl von SchriftstellerInnen dar. Kremnitz belegt dies mit Selbstaussagen von Autoren wie Jacques Derrida, Manès Sperber oder Manfred Winkler zu ihrer Sprachwahl, eine Methode, die auch im folgenden 5. Kapitel zur Anwendung kommt, wenn der Verfasser zeigt, wie Autoren ihre Sprachen wählen und dabei auf Aussagen von Joseph Conrad, Fernando Pessoa, Elias Canetti, Paul Celan, Samuel Beckett, Galsan Tschinag und, neben anderen, Giwi Margwilaschwili eingeht. Jorge Semprun ist ein weiteres Beispiel, mit dem Kremnitz sich intensiver auseinandersetzt und dessen Sprachwahlentscheidungen er ein eigenes Kapitel widmet.

In seinem Résumé kommt der Verfasser zum Schluss, dass die Frage, wie und warum Autoren bestimmte Sprachen für Ihre Literatur wählen, von vielen verschiedenen Faktoren beeinflusst sein kann und meist individuell beantwortet werden muss. Das Verdienst der Arbeit liegt darin, eine große Bandbreite an möglichen Einflussfaktoren vorzustellen und aus sprachgeschichtlicher und soziolinguistischer Perspektive zu diskutieren. Dabei gibt Kremnitz Hinweise auf viele mehrsprachige AutorInnen und zitiert deren Selbstaussagen zum Thema, ohne allerdings auf literarische Texte näher einzugehen. Der Band stellt damit eine Einleitung ins Thema dar und bietet grundlegendes Kontextwissen, allerdings, wie Kremnitz selbst festhält, in erster Linie zur „intertextuellen Mehrsprachigkeit“ und damit zu mehrsprachigen Autoren (die Beispiele sind fast ausschließlich männlich) und nicht zu Mehrsprachigkeit in der Literatur im Sinne von mehrsprachigen Texten.

Sandra Vlasta

Katharina Gerund. *Transatlantic Cultural Exchange. African American Women's Art and Activism in West Germany*. American Studies 5. Bielefeld: Transcript 2014. 315 S.

In den letzten zwanzig Jahren haben sich die *African American Studies* zu einem transdisziplinären, internationalen und damit auch komparatistisch relevanten Forschungsfeld entwickelt, in dem – inspiriert von wegweisenden Arbeiten wie Paul Gilroy's *The Black Atlantic* (1993) und Brent Edwards' *The Practice of Diaspora* (2003) – die vielfältigen historischen und gegenwärtigen, kulturellen und sozialpolitischen Beziehungen zwischen (im weitesten Sinn) afroamerikanischer und europäischer Welt größere wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren haben. Da viele der prominentesten heute noch erinnerten Ereignisse afroamerikanischer Präsenz in Europa ihr Zentrum in Paris hatten – man denke an den ersten Pan-Afrikanischen Kongress 1919, an Josephine Baker im *Folies Bergère*, an die Szene um Richard Wright und James Baldwin im *Café Tournon*

der 1950er Jahre – ist es wenig verwunderlich, dass Frankreich in den international ausgerichteten Untersuchungen innerhalb der *African American Studies* am intensivsten untersucht wurde. Dennoch ist inzwischen ein zwar überschaubares, jedoch beachtenswertes Korpus an wissenschaftlichen Werken entstanden, die sich mit den Wechsel- und Austauschbeziehungen zwischen afroamerikanischen und deutschen (nur selten im weiteren Sinn deutschsprachigen) soziokulturellen Welten beschäftigen: mit den Erfahrungen afroamerikanischer Jazzmusiker/innen zur Zeit der Weimarer Republik und denen schwarzer GIs in den Weltkriegen und Besatzungsjahren; mit der ‚Afroamerikanophilie‘ in deutschen Jugendkulturen der 1960er und 70er Jahre; mit den Studienjahren in Berlin und Frankfurt von afroamerikanischen Intellektuellen wie W. E. B. Du Bois, Alain Locke und Angela Davis. Nachdem der Großteil dieser Forschungen bisher in einigen Sammelbänden und verstreut publizierten Aufsätzen zu finden war<sup>77</sup>, liegt nun mit Katharina Gerunds Untersuchung *Transatlantic Cultural Exchange* eine breit angelegte Monographie vor, die verspricht, „the postwar reception, construction, and appropriation of African American women’s culture, art and activism in (West) Germany“ (9) in den Blick zu nehmen und dabei diskursive Formationen herauszuarbeiten, die für den Zeitraum zwischen den späten 1960er und den frühen 1990er Jahren besonders relevant waren.

Gerunds als Dissertation an der Universität Bremen entstandene Studie ist gleichermaßen um methodisch reflektiertes Vorgehen wie breite historische Kontextualisierung bemüht. Ausgehend von aktuellen Beispielen für die Präsenz afroamerikanischer Kultur in deutschen Medien – man denke beispielsweise an die ‚Obamamania‘ 2008 – beschreibt sie ihr Forschungsinteresse zunächst mit dem von Tyler Stovall geprägten Begriff der ‚African Americanization‘, die sie in diesem Kontext als reziproken, von afroamerikanischen (Selbst-)Repräsentationen wie deutschen Interessen und Bedürfnissen gelenkten Prozess des kulturellen Austauschs fasst und in ein komplexes Verhältnis zur ‚Amerikanisierung‘ setzt als „an integral part of a plethora of Americanizations as well as existing at its margins or even in opposition to it.“ (30) Nach einer sehr konzisen Darstellung des Forschungsstandes (insbesondere derjenigen Arbeiten aus den *Black Diaspora Studies*, in denen Deutschland berücksichtigt wird), der Reflexion der von Diskursanalyse und *New Historicism* geleiteten (und von *Critical Whiteness*

77 Vgl. Maria Diedrich und Jürgen Heinrichs (Hg.). *From Black to Schwarz: Cultural Crossovers between African America and Germany*. Münster: LIT, 2010. Moritz Ege. *Schwarz werden. „Afroamerikanophilie“ in den 1960er und 1970er Jahren*. Bielefeld: Transcript, 2007. Larry A. Greene und Anke Ortlepp (Hg.). *Germans and African Americans: Two Centuries of Exchange*. Jackson: University Press of Mississippi, 2011. Rainer E. Lotz: *Black People: Entertainers of African Descent in Europe and Germany*. Bonn: Birgit Lotz Verlag, 1997. David McBride, Leroy Hopkins und Carol Blackshire-Belay: *Crosscurrents: African Americans, Africa, and Germany in the Modern World*. Columbia, SC: Camden House, 1998. Heike Raphael-Hernandez und Paul Gilroy: *Blackening Europe: The Emergence of an African-American Europe*. New York und London: Routledge, 2003. Jonathan Wipplinger: „Germany, 1923: Alain Locke, Claude McKay, and the New Negro in Germany.“ In: *Callaloo* 36/1 (2013): 106-124.

*Studies*, feministischer Theorie etc. ergänzten) methodischen Vorgehensweise und einer genaueren Bestimmung des Verhältnisses von ‚African Americanization‘ und ‚Americanization‘ unter Betrachtung verwandter Konzepte wie Modernisierung, Globalisierung und ‚Westernisierung‘, greift Gerund auf drei historisch vor dem Untersuchungszeitraum liegende Begegnungen zwischen afroamerikanischer und deutscher Welt zurück, um zu zeigen, wie bestimmte Bilder und Konstruktionen von ‚African Americanness‘ bereits vor 1960 im deutschen kollektiven Gedächtnis verankert waren: In kurzen Kapiteln zur Präsenz afroamerikanischer Soldaten in Deutschland, zur deutschen Rezeption des Jazz ab der Weimarer Republik, sowie zu Josephine Baker und ihren Auftritten in deutschen Städten wird einleuchtend dargelegt, dass ‚das Afroamerikanische‘ von deutscher Seite sowohl als Extremform eines gleichzeitig ‚ultramodernen‘ wie ‚ultraprimitiven‘ Amerika konstruiert, wie auch als dessen subversive, ‚andere‘ Seite figuriert worden ist.

Nachdem so ein Überblick über nach wie vor präzente Topoi wie das des Süßigkeiten verteilenden afroamerikanischen GIs, der ‚demokratischen‘ Kunstform des Jazz und der gleichermaßen eleganten wie exotischen Diva Josephine Baker im Bananenröckchen erarbeitet wurde, wendet sich Gerund in drei Kapiteln, die den Hauptteil ihrer Arbeit bilden, vier konkreten Fallbeispielen zu. Unter Hinzuziehung einer Fülle verschiedener Quellen wie Zeitungsartikel, Verlagspublikationen, Archivmaterialien und Zeitzeugen-Interviews beleuchtet sie die deutsche Rezeption von vier afroamerikanischen, weiblichen Intellektuellen und Aktivistinnen – Angela Davis, Audre Lorde, Alice Walker und Toni Morrison –, wobei der ausschließliche Fokus auf vier Frauen relativ knapp mit deren Prominenz in Deutschland und den vielen Überschneidungen und Gemeinsamkeiten hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu einer Generation und ihres „commitment to political activism (especially feminism), critical thinking, and their roles as (public) intellectuals, scholars, and cultural producers“ (14) begründet wird.

Das zeitlich früheste Rezeptionsbeispiel ist die Intellektuelle und *Black Power*-Aktivistin Angela Davis (geboren 1944), die sich bereits ab 1965 für zwei Jahre als Studentin in Frankfurt am Main aufhielt, wo sie mit Herbert Marcuse, Theodor Adorno und dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) in Kontakt kam. Fünf Jahre später, als der Vorwurf der Verstrickung in den *Marin County courthouse incident* ihren Fall zum *cause célèbre* machte, bildeten sich in Reaktion auf die Setzung ihres Namens auf die „Ten Most Wanted list“ des FBI und Davis’ anschließende Inhaftierung zahlreiche internationale Solidaritätsbewegungen, die während ihrer zweijährigen Zeit im Gefängnis bis zum Freispruch 1972 aktiv waren. Ein kleines Manko von Gerunds Arbeit sei an dieser Stelle erwähnt: Gerund berücksichtigt zwar, dass es neben der westdeutschen Unterstützung für Davis in linksalternativen bis linksradikalen Kreisen auch eine von der DDR-Regierung explizit erwünschte und zum Teil aktiv unterstützte Davis-Solidaritätsbewegung in Ostdeutschland gab, jedoch geht sie weder hier noch an anderer Stelle auf eventuell vergleichbare Tendenzen in anderen mehrheitlich deutschsprachigen Ländern ein, wofür angesichts der engen Verzahnung der deutschen, österreichischen und schweizerischen Verlags- und

Medienlandschaft und des in Gerunds Studie ansonsten sehr ausgewogenen Verhältnisses zwischen konkreter Beispielanalyse und breiterer Kontextualisierung zumindest eine Begründung wünschenswert gewesen wäre. Stattdessen rekonstruiert Gerund zunächst die Popularität der *Black Panther Party* in linken, westdeutschen Jugendmilieus und zeigt einleuchtend, wie in der Aneignung des Stils von *Black Power* im Bereich der politischen Ideologie, der Mode und des Lifestyle die paradoxe Konstellation eines ‚amerikanisierten Antiamerikanismus‘ zutage tritt. Vor dieser Folie widmet sie sich dann einzelnen westdeutschen Sichtweisen auf Angela Davis: Sie analysiert, wie die unterschiedlichen Protagonist/innen der Solidaritätsbewegung, deren gemeinsame Bemühungen in einem 10.000 Teilnehmende zählenden Unterstützungskongress „Am Beispiel Angela Davis“ in Frankfurt gipfelten, gemäß ihrer jeweiligen ideologischen Ausrichtung jeweils eine andere ‚Angela‘ – die Intellektuelle, die linke Aktivistin, die Feministin, die attraktive junge Schwarze – in den Vordergrund stellten, und kontrastiert diese zum Teil widersprüchlichen Aneignungsversuche mit ihrer Darstellung in westdeutschen Medien unterschiedlicher Ausrichtung sowie mit Davis’ eigenen Bemühungen, Einfluss auf das öffentliche Bild und die Transformation ihrer Person zum „contested and powerful symbol“ (147) zu nehmen.

Die zweite Fallstudie beschäftigt sich mit der in deutschen *Mainstream*-Medien zwar weniger präsenten, für den Aspekt eines reziproken Austauschs zwischen afroamerikanischen und westdeutschen Welten aber umso gewichtigeren Dichterin und Aktivistin Audre Lorde (1934-1992). Gerund beginnt mit einem Teil über „Audre Lorde’s Art and Activism“ (162), in dem Lordes ab einer Gastprofessur an der FU Berlin nahezu jährlichen Aufenthalte in Deutschland und deren literarische Verarbeitung, sowie ihre Konzeption einer engen Verwobenheit von Kunst, Leben und Aktivismus dargestellt werden. Im anschließenden Teil „Afro-German Identities, Women’s Communities, and Lorde’s Legacy in Germany“ (175) werden die beiden Kernbereiche von Lordes Einflussnahme auf deutsche Entwicklungen untersucht: zum einen ihre essentielle Rolle für die Entwicklung der afro-deutschen Bewegung, die von der Begriffsprägung ‚afro-deutsch‘ in Analogie zu ‚afroamerikanisch‘ über die Einflussnahme durch persönliche Kontakte und Freundschaften bis hin zu Lordes Beitrag für den grundlegenden Band *Farbe bekennen* (1986) reicht; zum anderen ihre Rezeption durch ‚weiße‘ Feministinnen, die durch die Publikation von Lordes Werken im Orlanda Frauenverlag und deren Vermarktung mittels der Strategie ‚gender solidarity‘ maßgeblich befördert wurde. Nicht klar davon getrennt verfolgt Gerund schließlich im dritten Teil „The Black Diaspora, Germany, and Gender“ (192) diejenigen Aspekte von Lordes Denken, die für einen über diese konkreten ‚Anwendungsgebiete‘ hinausgehenden, theoretisch-philosophischen Diskurs relevant sind. Da die hier versammelten Überlegungen zur Konzeption von Deutschland als Teil einer globalen ‚black diaspora‘ sowie zum Stellenwert von ‚critical whiteness‘ in der deutschen feministischen Bewegung sich wiederum den beiden Achsen ‚afro-deutsch‘ und ‚gender‘ zuordnen lassen, wäre eine Gliederung der letzten beiden Teile gemäß dieser Aspekte vielleicht sinnvoller gewesen, jedoch tut dies dem inhaltlichen Reichtum und der theoretischen Überzeugungskraft von Gerunds Argumentation kaum einen Abbruch.

Im Zentrum der dritten Fallstudie stehen gleich zwei prominente afroamerikanische Protagonistinnen: Alice Walker (geboren 1944) und Toni Morrison (geboren 1931). Die Gegenüberstellung dieser beiden Autorinnen in einem Kapitel begründet Gerund mit strukturellen Ähnlichkeiten in der deutschen Rezeption, denen ihr besonderes Interesse gilt. In beiden Fällen beförderte eine vorwiegend weiße, männliche Institution des kulturellen Establishments – die Hollywood-Verfilmung von Walkers *The Color Purple* durch Steven Spielberg auf der einen und der Nobelpreis für Morrison 1993 auf der anderen Seite – die Popularität der Autorinnen in Deutschland, und in beiden Fällen lassen sich in den konkreten deutschen Reaktionen, Interpretationen und Aneignungen „structural and strategic similarities“ (216) erkennen. Entsprechend dieses Erkenntnisinteresses steht im Teil über Alice Walker auch mehr die ab 1986 in den deutschen Kinos laufende Verfilmung als die 1984 erschienene deutsche Übersetzung des Romans im Vordergrund. In ihrer Analyse der in verschiedenen deutschen Zeitungen publizierten Filmrezensionen macht Gerund mehrere miteinander verbundene Rezeptionstendenzen aus: die Neigung, die Zugänglichkeit des Plots durch die Anbindung an europäische Erzähltraditionen wie das Märchen zu erhöhen und ihn zur universellen Fabel zu stilisieren, sowie den noch darüber hinausgehenden Effekt einer „Germanification“ (216), der dadurch entstehe, dass den afroamerikanischen Figuren ‚weiße‘, hochdeutsch sprechende Synchronstimmen in den Mund gelegt werden. So überzeugend Gerunds Analyse dieses durch die Synchronisierung verstärkten Effekts von „Uncle Toming“ (236) und ihre Reflexion über die Herabsetzung der Relevanz des spezifischen Settings zum lediglich exotischen, folkloristischen Schauplatz einer universellen Geschichte auch ist: Insbesondere aus komparatistischer Sicht ist es schade, dass sie den sich geradezu aufdrängenden Vergleich zwischen Effekt der Synchronisierung und Umgang mit *African American Vernacular English* in der deutschen Übersetzung des Romans nur am Rande anspricht. Im Teil zu Toni Morrison zeigt sich, dass die Zusammenführung mit Walker durchaus berechtigt ist: Gerund kann klar zeigen, dass beide Autorinnen in der deutschen Rezeption nahezu ausschließlich auf ihr fiktionales Werk reduziert und theoretische Schriften ignoriert werden, und sie identifiziert auch bei Morrison einerseits Tendenzen zur Universalisierung ihrer Geschichten und andererseits einen problematischen Umgang mit deren für europäische Leser/innen ‚fremden‘, spezifisch ‚afroamerikanischen‘ Gehalt, der häufiger als unzugänglich markiert denn genauer reflektiert werde.

Auf Basis dieser Ergebnisse, die sie im Fall Morrisons noch durch einige Bemerkungen zu einer in den 1990er Jahren etwas differenzierter werdenden Rezeption ergänzt, kommt Gerund zu einem überzeugenden Fazit, das die den Fallstudien gemeinsamen Tendenzen in der Rezeption noch einmal zusammenfasst. Während das Beispiel Lorde und deren durch persönlichen Austausch gelenkte, weitreichende Wirkung im spezifischen Umfeld der afro-deutschen Bewegung und (zu einem geringeren Ausmaß) im deutschen Feminismus eher eine Ausnahme darstellt, lassen sich bei der breiteren Rezeption von Angela Davis, Alice Walker und Toni Morrison in Medien des Mainstream jeweils ähnliche, auf deutschen Interessen und Aneignungen basierende Reduktionen

der afroamerikanischen Protagonistinnen erkennen. Dabei macht Gerund drei Bewertungslinien als besonders zentral aus: eine (faszinierte oder ablehnende) Wahrnehmung der afroamerikanischen Autorinnen auf Basis ihrer ‚exotic Otherness‘, eine Lenkung der Rezeption durch die erfahrene Anerkennung in einer Institution des ‚weißen‘ kulturellen Establishment mit damit verbundenen Tendenzen zur Universalisierung des inhaltlichen Gehalts, und schließlich eine Sichtweise, die das subversive Potential des jeweiligen Werks hervorhebt und gleichzeitig dazu neigt, dieses an den spezifischen amerikanischen Kontext rückzubinden. In allen drei Fällen, so schließt Gerund ihre Arbeit, bleibe die ‚positional superiority‘ (im Sinne Edward Saids) der deutschen Rezipient/innen intakt: Nur in Ausnahmefällen löse der kulturelle Austausch mit der afroamerikanischen Welt eine kritische Hinterfragung der eigenen Position aus, in der Mehrheit der Beispiele seien in den spezifischen Reduktionen und Aneignungen Strategien der diskursiven Kontrolle und des Erhalts von Machtstrukturen erkennbar.

Damit werden im Fazit noch einmal die großen Vorzüge von Gerunds Studie deutlich: Wenn auch einzelne Kapitel von einer etwas strafferen Strukturierung profitiert hätten und für manche Aspekte wie etwa die Übersetzungsanalyse ausgewählter Werke oder die theoretische Reflexion über den Begriff Universalisierung eine tiefergehende Betrachtung wünschenswert gewesen wäre, so gelingt ihr doch insgesamt die Verknüpfung von konkreter Beispielanalyse und breiter, theoretisch und historisch informierter Kontextualisierung ganz ausgezeichnet. Das macht die Lektüre ihrer Arbeit zu einer äußerst bereichernden, anregenden und lehrreichen Erfahrung – umso mehr da es sich, wie Gerund selbst einräumt, um einen Bereich handelt, in dem die Ergebnisse auch deswegen vorläufig und unvollständig ausfallen, da kaum detaillierte Studien vorhanden sind, auf die man sich stützen könnte. Gerade daher ist es besonders erfreulich, dass nun eine solche Untersuchung verfügbar ist!

*Gianna Zocco*